

Die Medien: Inszenierung der Wirklichkeit. Inszenierung der Privatheit?

von Winfried Hassemer

1. Medien

Wir reden über Medien, über ihr Verhältnis zur Wirklichkeit und wie sie die Wirklichkeit inszenieren. Gut – aber was sind Medien?

Das Antlitz

Medien sind etwas Schönes, etwas so Schönes, dass man immer von ihnen träumen und gar nie von ihnen lassen mag. Vor ein paar Tagen sagte mir der freundliche Nachtportier des freundlichen Hotels, in dem ich in Karlsruhe manchmal übernachtete: „Ach, Herr Professor, ich bin wirklich stolz, dass ich Sie kenne, wenn ich Sie im Fernsehen sehe.“ Hätte ich in diesen Tagen nicht darüber nachgedacht, was ich an dieser Stelle schreiben soll, wäre mir dieser Satz vermutlich sofort wieder entschwunden. So aber kam ich doch ins Grübeln. Ist er stolz auf sich oder auf mich oder auf etwas Unpersönliches, wie andere beispielsweise auf Deutschland? Jedenfalls ein tiefes Wort, das er da gesagt hat. Alle Einzelheiten sind, für sich genommen, eigentlich absurd. Aber im Ganzen, in einem freundlichen Gespräch über den Tresen, machen sie Sinn. Bloß: welchen?

Ganz sicher sehen die meisten Leute die Medien so wie der freundliche Nachtportier und richten sich nach dieser Sicht. In die Zeitung oder gar ins Fernsehen zu kommen, ist das Größte; alles würde man dafür geben, und wer dann wirklich das Pech hat, vom Fernsehen ein einschlägiges Angebot zu be-

kommen, der gibt dann auch alles. Dieses „Alles“ besteht heute vor allem aus persönlichen Geheimnissen und aus der Chance, außerhalb seiner vier Wände in Ruhe gelassen zu werden – also aus dem, was bei uns „Privatheit“ heißt. An Privatheit sind mehr oder weniger alle Medien interessiert. Natürlich nicht an ihrem Schutz – wie denn auch –, sondern an ihrer Aufdeckung, und das heißt bei der Privatheit nichts anderes als: an ihrer partiellen Beseitigung, an ihrer teilweisen und zeitweisen Zerstörung.

Sie folgen damit einem alten und mächtigen Trend, der in der Personalisierung der jeweiligen Umwelt etwas Gutes sieht: Von der Schulpädagogik bis zur Politik geht der Glaube, dass ein Gesicht und ein Schicksal hinter einer Information die Information einleuchten lässt und sie beglaubigt – auch wenn die Information dann ihrerseits die Neigung hat, hinter dem Gesicht zu verschwinden. Und jeder weiß: Manche Geheimnisse mancher Mitmenschen sind eben für viele andere Mitmenschen interessant, und zwar gerade deshalb, weil sie bis jetzt Geheimnisse waren. Und aufdecken kann man sie zumeist nur dadurch, dass man die vier Wände durchsichtig macht, womit die Ruhe dann erst einmal dahin ist.

Aber was soll daran bemerkenswert sein oder gar schlimm? Das alles ist doch zuerst einmal ganz normal; es bedient menschliche Bedürfnisse und nutzt dabei die Möglichkeiten der jeweiligen Techniken von Information und Kommunikation, das ist alles. Und deshalb gibt es eigentlich keinen Grund, es genauer unter die Lupe zu nehmen. Und die Diskussionen, die sich hier anzuschließen pflegen, etwa über den Fernsehkonsum von Kleinkindern oder die Gewaltverherrlichung in Gewaltmedien, sind seit geraumer Zeit eher iterativ als innovativ; die Kontrahenten sind vom Schlachtfeld in den Schützengraben gewechselt, und ich möchte diese Diskussionen hier deshalb auch nicht führen.

Die Fratze

Aber die Medien haben in ihrem Verhältnis zur Wirklichkeit nicht nur ein Antlitz; sie haben auch eine Fratze. Und die muss ich Ihnen leider zeigen, damit das Bild, das ich von ihnen zeichne, der Wirklichkeit der Medien gerecht wird. Ich zeige Ihnen das an einem Beispiel aus einem Feld, auf dem ich selber ackere und das ich deshalb ein wenig kenne: an der Rolle der Medien gegenüber Kriminalität und Strafjustiz. Dabei stelle ich mich hinter ein umfangliches Zitat aus einem angesehenen Wörterbuch der Kriminologie, also der empirischen Wissenschaften von Verbrechen und Strafe, verfasst von einem Wissenschaftler, dem man Einseitigkeiten wirklich nicht vorwerfen kann. Das „Grundmuster“, das hier über die mediale Darstellung von Kriminalität vorgestellt wird, stimmt mit zahlreichen empirischen Forschungen und auch mit meiner eigenen Meinung vollständig überein. Es sieht so aus:

„Über allem steht der Zug zum Sensationellen. Dementsprechend konzentrieren sich die Medien auf das Kapitaldelikt, namentlich auf die Gewaltkriminalität. Die alltägliche Vermögenskriminalität interessiert dagegen kaum. Durchweg nehmen die Medien die Perspektive der Strafverfolgungsorgane ein, was sich auch in der Überbewertung des Momentes der Verhaftung des Beschuldigten niederschlägt. Der soziale Zusammenhang wird selten thematisiert. Die komplexe Realität wird vielmehr auf den einfachen Nenner ‚Gut‘ oder ‚Böse‘ gebracht. Der Straftäter erscheint als der grundlegend Andere, der Außenseiter, Gegner, gar als der Feind des normalen Bürgers.“¹ Dann weist der Autor pflichtschuldig auf den Unterschied zwischen der Boulevard-Presse und der seriösen Presse hin, muss aber sofort vermelden, dass dieser Unterschied weniger erheblich ist als man vermuten möchte. Auch wird vermerkt, dass die Presse bisweilen ein justizkritisches Potential aktiviert, was aber wiederum am Ergebnis wenig zu ändern vermag: „Im Gesamteindruck entsteht jedoch ein verzerrtes Bild vom Straftäter, der Kriminalität und der Struktur der Delinquenz.“²

Denjenigen, die das ungerührt zur Kenntnis nehmen wollen – etwa mit dem Argument, die Medien seien nicht der Notar der Strafjustiz –, möchte ich doch ein bisschen Salz in die Wunde reiben.

Immerhin ist die Strafjustiz ja ein Teil der Wirklichkeit – und wenn man das Medieninteresse an ihr zum Zeichen nehmen will: sogar ein ziemlich wichtiger. Und wenn die Medien von der Strafjustiz, um sie nicht abzukupfern, ihr eigenes Lied singen, so singen sie von einem wichtigen Teil unserer Wirklichkeit ein falsches Lied. Es kommt ja, schaut man etwas über den Tellerand, noch hinzu, dass die Medien das Bild der Justiz in den Augen der Medienkonsumenten insgesamt verschieben: Wer sich aus Zeitungen, Funk und Fernsehen unterrichtet, muss glauben, die Justiz bestehe zu neunzig Prozent aus Strafsachen und die wiederum zu neunzig Prozent aus Gewaltsachen. Es gibt noch ein bisschen Wirtschafts-, Arbeits- und Familienrecht, ein Häppchen Erbrecht vielleicht, und der Rest – es ist der Löwenanteil der Dritten Gewalt – findet nicht statt. Grotesk. Und schweigen wir von den Justizshows, die noch einmal verdrehen, was eh schon verdreht ist. Wie soll aus diesem Zerrbild etwas Rechtes werden?

Die Hoffnungen

Und es kommt noch schlimmer. Mittlerweile besteht – bei allem Streit, der das Leben lebendig macht – unter Strafrechtlern und Kriminalwissenschaftlern weithin Einigkeit darüber, dass die Strafjustiz, als eine staatliche und gesellschaftliche Einrichtung, die Öffentlichkeit braucht wie das tägliche Brot. Nach dem Absterben esoterischer Lehren über den Sinn der Strafe, wie Vergeltung und Sühne, glauben mittlerweile fast alle Experten an so etwas wie die „positive Generalprävention“. Danach hat das Recht, und insonderheit das Straf-

recht, die Aufgabe, trotz – oder vielmehr gerade: wegen – der alltäglichen Erfahrung von Unrecht der Bevölkerung das Vertrauen in eine stetige Rechtlichkeit und eine stabile normative Ordnung zu vermitteln. Zu vermitteln, nicht vorzugaukeln!

Auch wenn – und gerade: weil – der Dieb und der Vergewaltiger nicht nur, konkret, das Recht eines anderen Menschen beschädigen, sondern zugleich damit auch, allgemein, unsere Rechtsordnung beschädigen, die sich angesichts des Verbrechens jeden Tag von neuem als verletzlich erweist, gerade wegen der Gebrechlichkeit des Rechts beglaubigt die staatliche Reaktion auf Verbrechen und Rechtsbruch, die Justiz also, dass das Unrecht keinen Bestand haben soll, dass wir anderen an der verletzten Norm festhalten und dass wir bei der nächsten Rechtsverletzung wieder sanktionierend reagieren werden. Die Hoffnung positiver Generalprävention ist es, dass das Recht in den Augen und Herzen aller, die von ihm betroffen sind, gerecht und wirksam ist, dass das Unrecht, das ja ein Teil unseres Lebens ist, nicht zum Normalfall wird, dass die Menschen erwarten dürfen, das Recht werde sich am Ende durchsetzen. Die Justiz soll versuchen, das verletzte Recht wieder herzustellen. Nicht nur gegenüber dem Verletzten, sondern gegenüber uns allen, die wir den Rechtsbruch ja auch erlebt haben, nicht nur durch die Rückgabe der gestohlenen Sache oder durch Schadensersatz, sondern durch ein Zeichen, dass die Norm unverbrüchlich weiter gelten soll, obwohl sie gerade gebrochen worden ist. Verbrechen soll sich nicht lohnen – nicht nur in einem materiellen Sinn, sondern auch in einem normativen Verständnis.

Diese Hoffnung, die wir gegenüber unserer Justiz hegen, gründet sich auf zwei Pfeiler; stürzt auch nur einer von ihnen, so muss auch die Hoffnung zusammenbrechen.

Zum einen muss die Justiz Rechtlichkeit verwirklichen und nicht Schlampe, Ungleichheit oder gar Rechtsbruch. In dem Maße, in dem sie die Rechtlichkeit verfehlt, taugt sie nicht als Antwort auf Unrecht, welche die Norm wiederherstellt, ist sie selber dessen Teil. Wir haben Erfahrungen mit einer solchen Justiz, früher bei uns und anderswo jetzt; eine solche Justiz ist schlimmer als gar keine, weil sie das Rechtsbewusstsein vollständig korrumpiert.

Die Öffentlichkeit

Zum zweiten – und darauf kommt es mir hier an – muss sich die Justiz, soll sich die Hoffnung positiver Generalprävention erfüllen, denen vermitteln, die in einer Rechtsordnung zusammen leben. Dieser Pfeiler ist genau so wichtig wie der erste, wie die Rechtlichkeit der Justiz, er ist eine notwendige Bedingung des Vertrauens in die Gerechtigkeit und die Wirksamkeit des Rechts. An dieser Stelle zeigt sich denn auch die Modernität dieser Vorstellungen vom

Sinn der Strafe und der Justiz. Die positive Generalprävention ist – trotz aller Fundamentalität ihrer Überlegungen zu einer Wiederherstellung des verletzten Rechts – ein Kind unserer Zeit. Sie nimmt nicht nur Begriffe und Systeme des Rechts in den Blick, sondern wendet diesen Blick auf die Umwelt des Rechts, auf die vom Recht betroffenen Menschen; sie setzt auf Rechtswirkungen und stellt sich ihnen auch (und das ist für Theoretiker des Rechts eine ganze Menge, das können Sie mir glauben).

Sie haben es bemerkt: Positive Generalprävention setzt ein Medium notwendig voraus, sie funktioniert nur über Vermittlungsprozesse. Justiz ist in dieser Sicht zwingend eine öffentliche Veranstaltung. Kann sie sich den Menschen nicht vermitteln, so kann sie ihre zentrale Aufgabe, die Darstellung und Wiederherstellung von Recht und Gerechtigkeit, die Festigung von Normvertrauen, nicht erfüllen. Scheitert sie an dieser Aufgabe, so wird ihr auch die Stabilisierung der Normen in der Augen der Bevölkerung nicht gelingen, wird sie scheitern mit der Hoffnung, die verletzte Norm trotz des Rechtsbruchs als eine unverbrüchliche und weiter geltende Zusage zu begründen.

Und Öffentlichkeit ist in unseren Tagen kaum noch Gerichtsöffentlichkeit, sie ist wesentlich Medienöffentlichkeit. Die trauliche Vorstellung, wonach der Bürger und die Bürgerin im Gerichtssaal den Prozess der Rechtsfindung erleben, ihn verstehen und sodann draußen von ihm künden und den anderen allen die Rechtlichkeit vermitteln, war vermutlich schon im Biedermeier falsch; heute jedenfalls ist sie falsch. Was die Justiz, was der Gesetzgeber, was die Polizei macht, erfahren die Menschen über Zeitungen, über Funk und Fernsehen, oder sie erfahren es nicht.

Aber was erfahren sie da? Ein „verzerrtes Bild vom Straftäter, der Kriminalität und der Struktur der Delinquenz“, habe ich Ihnen vorhin³ zitiert. Und jenseits des Strafrechts dürfte das Bild eher noch schiefer sein. Scheitern unsere Hoffnungen auf die Justiz, scheitern die Hoffnungen der Justiz auf die Herstellung von Normvertrauen also an den Medien?

Es wäre eine grobe Ungehörigkeit, würde ich Sie mit dieser rhetorischen Frage jetzt alleine lassen. Man muss dem Gastgeber ja nicht gleich in die Suppe spucken, wenn man ihm eine unangenehme Wahrheit zu sagen hat. Und deshalb mache ich jetzt einen zweiten Anlauf, um das Verhältnis der Medien zur Wirklichkeit in ein neues Licht zu setzen, ein Licht, in dem die Medien nicht ganz so dunkel aussehen. Dieser Anlauf gelingt freilich nur, wenn wir bei unserem Begriff von „Medien“ weiter und anspruchsvoller ausgreifen als wir das bis jetzt getan haben und wenn wir gemeinsam zwei kleine Ausflüge in die Philosophie wagen. Keine Angst, wir werden uns nicht verlieren. Im Gegenteil, einige werden danach eher befreit aufatmen.

Medien sind nämlich nicht bloß Funk und Zeitung, wie viele gedankenlos annehmen. Nein, Medien sind viel mehr. Sie gehören untrennbar zu unserem

Leben und bestimmen es, sie haben eine lange, glorreiche Geschichte, sie haben eine mächtige Verbreitung und auch eine tiefe Begründung. Schaut man sich all das ein wenig an, so leuchtet schon eher ein, dass Medien eine Inszenierung der Wirklichkeit veranstalten. Und zugleich versteht man bei diesem Blick auf Hintergründe und Fundamente, dass diese Inszenierung an sich nichts Schlimmes ist, für die sich die Medien klein machen oder gar entschuldigen müssten - im Gegenteil.

2. Hintergründe

Mesotes

Medien gibt es, seit und soweit es Verständigung unter Lebewesen gibt. Den Menschen sind sie Mittler und Vermittler für schlechthin alles. Sie haben, in der Parapsychologie jedenfalls, übernormale Fähigkeiten, stiften zwischen der Welt der Geister und unserer Wirklichkeit bunte, bisweilen flatternde, Bänder, sind gezeichnet und ausgezeichnet als Wegweiser und Führer in eine andere Welt. Philosophisch betrachtet, klingen die Medien nach der „goldenen Mitte“ und siedeln sprachlich und gedanklich bei der Mesotes, die für Aristoteles und Thomas von Aquin die Harmonie der Tugenden, die vernünftige Mitte zwischen Übermaß und Mangel war. Die Medien sind also etwas schier Wunderbares, und die Frage, was ohne sie bei uns los wäre, mag ich erst gar nicht stellen. Im Katastrophenbild des fernsehfreen Sonntags – von dem wir wirklich nicht wissen, ob gerade dann und gerade deshalb die Revolution ausbricht, vor der jede komplexe Gesellschaft mit Recht Angst hat – in diesem Bild sammelt sich für den praktischen Sinn, wie in einem Brennglas, die jahrhundertalte Botschaft der Philosophie neu: Medien sind das A und O, und ohne sie geht nichts.

Ich scherze nicht und übertreibe nur sprachlich: Ohne Medien geht nichts. Ohne Medien wüssten viele von uns schon gar nicht mehr, was die Wirklichkeit wirklich ist. Denn die Wirklichkeit erfahren wir über Medien – ausschließlich. Das zeigt sich, wenn man sich mit der Wirklichkeit – oder besser: mit der Möglichkeit, sie zu erkennen – ein wenig ernsthafte auseinandersetzt. Und das tun wir jetzt.

Erkenntnistheorie

Hand aufs Herz: Glauben Sie, dass es wirklich eine Außenwelt gibt? Aber bitte, keine Panik! Solange nämlich die Frage das Tätigkeitswort „glauben“ verwendet, kann man sie ruhig mit „Ja“ beantworten; denn mit dem Glauben kann man heute nicht viel falsch machen, er hat sich, jedenfalls im öffentlichen Raum, weithin privatisiert und damit folgenlos gestellt. Fragte man aber nicht

nach dem Glauben, sondern nach dem „Wissen“ um die Wirklichkeit, wäre die Sache schon prekärer, denn Wissen und Nichtwissen muss man in unserer Welt irgendwie rechtfertigen.

Am besten würden Sie antworten: „Tja, wenn Sie so fragen ...“. Mit dieser Antwort wären Sie deshalb auf der sicheren Seite, weil spätestens seit der Erkenntniskritik des deutschen Idealismus – und die ist lange her – nur wirklich naive oder entschlossen weltzugewandte Zeitgenossen noch behaupten können, sie wüssten, dass es wirklich eine Außenwelt gibt. Denn diese Behauptung lässt sich im Normaldiskurs nicht viel länger als etwa eine Viertelstunde halten. Der ingenieurmäßige Hinweis, schließlich flögen ja die Flugzeuge, und der buchhalterische Triumph, wer die Existenz einer Außenwelt leugnet, werde schon anderen Sinnes, wenn er erst gegen die Wand gerannt ist, die angeblich nicht existiert, solche Einwände gegen eine kritische Erkenntnistheorie verfangen am Ende doch nicht so richtig. Denn die Außenwelt, „unsere Wirklichkeit“, ist wirklich nicht leicht zu beweisen. Was kann man ernsthaft noch antworten auf die Antithese, die sich in dem schönen Wort zur Geltung bringt: „Das Leben ein Traum“? Wer wird – mit Gründen! – widerlegen können, wir schufen uns unsere Wirklichkeit selber, träumten sie und könnten erst später, wenn wir wach geworden sind, die geträumte Wirklichkeit erinnern, sie gewissermaßen von außen betrachten – vielleicht erst nach dem Tode? Und Flugzeuge und Wände wären nichts weiter als ein Teil dieses Traums gewesen.

Wenn Sie das für übertrieben halten: von mir aus! Ich weiß ja auch nicht, ob es eine Außenwelt gibt, und auch mir leuchtet ein, dass man im Leben besser zurechtkommt, wenn man davon ausgeht, es gebe eine; schließlich hat man ja noch andere Sorgen. Und Erkenntnistheoretiker von der nicht ganz so strengen Observanz sprechen beruhigend und vermittelnd von der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ und machen uns so in unserer Not ein Angebot, das ich Ihnen gerne weiterreiche: Es mag ja sein, dass man nicht einfach annehmen darf, es gebe eine Außenwelt und die sei der menschlichen Erkenntnis auch zugänglich; immerhin gibt es aber eine stabile Erfahrung, wonach die vergesellschafteten Menschen bestimmte Grunderfahrungen miteinander teilen: Sprache, Institutionen wie die Polizei oder die Bundesliga, Gefühle oder die Künste.

Diese gemeinsamen Erfahrungen dürfte ein anständiger Wissenschaftler zwar nicht als Wirklichkeit auffassen – siehe oben –, aber doch wohl als „Konstruktion der Wirklichkeit“, gewissermaßen als eine gesellschaftliche Vereinbarung über die Wirklichkeit: ohne Papier und ohne Worte zwar, aber doch als eine, die wir alle, soweit wir nicht gerade Erkenntnistheorie betreiben, pragmatisch und gedankenlos unserem Alltag zugrunde legen – genauso wie alles, was in unserem Leben wirklich wichtig ist. In dieser famosen Theorie kommen beide Seiten zu ihrem Recht: Keiner wird zu dem sacrificium intellectus gezwungen, an eine Außenwelt glauben zu müssen; aber dass sich gewisse Ge-

bilde in ihm abbilden und er von anderen Menschen kommunikativ erfährt, dass es denen auch so geht, wird man behaupten dürfen; und das ist ja immerhin schon etwas, auf das man weiter bauen kann. Auch wenn man kritisch zurück fragen möchte: Ist denn die „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ etwas so grundstürzend anderes als ein „gesellschaftlicher Traum der Wirklichkeit“? Nun ja.

Und was hilft uns diese schöne Erkenntnistheorie von der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit bei der Aufklärung über die Medien? Zuerst einmal, so scheint es, nicht viel, weil wir mit ihr noch immer keinen Zugang zur Wirklichkeit gefunden haben (und auch nie finden werden). Aber sie öffnet uns ein Tor zu unserer Frage, und dieses Tor heißt „Konstruktion“. Wenn es stimmt – und ich halte das für ganz plausibel –, dass wir uns in Konstruktionen der Wirklichkeit aufhalten, dann ist die Nachfrage doch unausweichlich: Wer konstruiert hier, und wie?

Bevor Sie mit mir in die Antwort einstimmen „Die Medien natürlich, und zwar kräftig!“, möchte ich Sie bitten, mir noch einen ganz kleinen Schritt auf ein weiteres Feld der Wissenschaft zu folgen, das sich direkt anschließt, nämlich zur Hermeneutik, der Lehre vom Verstehen. Dort werden sich die Dinge endlich zu Konturen formen, die im fahlen Licht der Erkenntnistheorie bisher nur Schemen gewesen sind.

Hermeneutik

Die Hermeneutik verlängert die kritische Erkenntnistheorie ins Konkrete, ja ins Praktische. Auch sie tastet die Gewissheit nicht an, dass uns keine gangbaren Wege zum Beweis einer Außenwelt offen stehen, und auch sie richtet ihre Scheinwerfer auf die Möglichkeiten des Menschen, sich in dieser Ungewissheit zu orientieren. Und weil diese Scheinwerfer nicht so weit reichen wie die der Erkenntnistheorie, strahlen sie heller: Die Hermeneutik lässt die bohrende Frage nach der Existenz einer Außenwelt einmal beiseite und fragt, bescheidener als die Erkenntnistheorie, nach den Möglichkeiten der Menschen, irgendetwas zu verstehen, was sie nicht selber sind: Texte, Geschichte, Musik, das Wort Gottes. Und auf diese Frage hat die Lehre vom Verstehen eine Antwort, die uns nicht nur überrascht, sondern uns in unserer Suche nach dem Wesen der Medien auch merklich voranbringt. Verstehen, so sagt die Hermeneutik nämlich, ist keine Abbildung irgendeiner Wirklichkeit, eines Verstandenen, im Kopf des Verstehenden (so oder so ähnlich hätten wir als naive Zeitgenossen wahrscheinlich geantwortet) – nein, Verstehen ist die Konstitution, das Erschaffen oder doch das Miterschaffen des Verstandenen durch den, der versteht. Was wir verstehen, lebt in uns nicht als Blaupause von irgendwas, sondern als unsere Schöpfung.

Das kann auch gar nicht anders sein, sagt die Hermeneutik. Denn Verstehen als schlichte Anschauung, als die Übereinstimmung von Sache und Erkennen, als *adaequatio rei et intellectus*, wie das früher einmal hieß, gibt es nicht. Die Sachen sind uns nicht unmittelbar zugänglich, wir können sie nicht unvermittelt wahrnehmen, sondern nur über Vermittler – eben über Medien. Kein Mensch, sagen schon Biologie und Psychologie der Wahrnehmung, kann alle Informationen aufnehmen, die ihm seine Umwelt in jedem Augenblick anbietet: er muss in diesem Meer von Möglichkeiten auswählen, das allermeiste übersehen und nur das Wichtige an sich heran lassen. Er muss selektieren, und er tut das unaufhörlich. Selektieren aber kann er nicht ohne einen Maßstab, der ihm sagt, was wichtig ist und was nicht. Ohne einen solchen Maßstab, ohne ein Kriterium vernünftiger Selektion, könnten wir überhaupt nichts wahrnehmen, würden wir ertrinken im chaotischen Überfluss. Wir müssen Ordnung schaffen, Strukturen einziehen, dem Fließenden eine Form geben.

Keineswegs in der bloßen Verlängerung solcher naturwissenschaftlicher Erkenntnisse über die Wahrnehmung, sondern auf philosophischen Pfaden, die freilich an die Naturwissenschaften wundersam anschließen, haben Philosophen wie Heidegger und Gadamer einen alten Faden fortgesponnen und das zentrale Medium des Verstehens benannt und beschrieben. Dieses zentrale Medium, sagt die hermeneutische Philosophie, ist das Vorverständnis des Menschen, der versteht. Niemand kann darauf vertrauen, dass er die Sachen sieht, wie sie „wirklich“ sind; jeder sieht sie anders, weil er sie durch die Brille seines Vorverständnisses sieht, seines Vor-Urteils, seiner Sinn- und Gestalt-Erwartung. Und ohne diese Brille sähe er sowieso nichts.

Keiner und keine von uns, so lehrt die Hermeneutik, kann Wahrnehmungen und Eindrücke auf eine *tabula rasa* abbilden, auf der sich die wahr genommenen Dinge dann sauber abzeichnen. Nein, die *tabula*, auf der die Eindrücke ankommen, ist nicht *rasa*, ist nicht frisch und rein, sondern vielfach vorgezeichnet, vorbehandelt und vorstrukturiert: mit lebens- und gattungsgeschichtlichen Einprägungen. Im Laufe der Zeit lernt das Menschengeschlecht, lernt eine bestimmte Kultur, lernen die einzelnen Menschen, worauf es ankommt, lagern sich gemeinsame und individuelle Erfahrungen ab, bilden sich Erwartungen heraus, formieren sich Vorverständnisse. Sie erschließen uns die Welt, machen Wahrnehmung überhaupt erst möglich, stiften Sinn und schenken Orientierung. Und weil das so ist, hat Heidegger, unsere naiven Einstellungen gegen den Strich bürtend, mit Recht gelehrt, es komme nicht darauf an, aus den Vor-Urteilen herauszukommen, sondern, im Gegenteil, in der richtigen Weise in sie hineinzukommen. Sie sind unausweichlich und ein fester Bestandteil unserer Welt.

Starker Tobak. Aber er lässt uns verstehen, warum der Satz „Medien konstituieren die Wirklichkeit“ richtig ist und wie weit er reicht. Er ist richtig, weil ohne Medium uns schon keine Wirklichkeit zugänglich ist, und er reicht bis an

die Grundlagen unserer Wahrnehmung, weil er einen fundamentalen Begriff von „Medium“ verwendet. Und jetzt sind wir wieder bei den Medien, die Ausflüge sind zu Ende.

Freispruch

Und was haben wir mitgebracht von unseren Ausflügen? Haben sie sich gelohnt? Ja, sie haben sich gelohnt, denn wir haben etwas Kostbares mitgebracht: einen Freispruch für die Medien – wenn auch bloß einen Freispruch zweiter Klasse.

Einen Freispruch: Wenn es richtig ist, dass die Medien die Wirklichkeit konstituieren, und wenn es richtig ist, dass sie dabei, ob sie wollen oder nicht, ihren eigenen Erwartungen, ihrem eigenen Vorverständnis folgen, dann sind sie nicht nur mächtig, sondern im Grunde auch unschuldig. Sie inszenieren die Wirklichkeit nach ihrem eigenen Maßstab, und es gibt von Rechts wegen keinen anderen Maßstab, an dem man den Maßstab der Medien messen und widerlegen könnte. Selbst wenn es die Außenwelt geben sollte, so gibt es doch niemanden, der wüsste, wie sie „wirklich“ ist. Also gibt es auch niemanden, der einem anderen mit Fug sagen könnte, dass der die Welt falsch sieht. Jeder ist in seinem eigenen Vorverständnis gefangen und befangen. Man kann sich für fremde Vorverständnisse interessieren (und man sollte das auch tun), man kann sie aber nicht widerlegen. Auch wenn es natürlich Wahrnehmungsfehler gibt und herrschende Vorverständnisse, die dem jeweiligen Zeitgeist näher kommen als andere: Über die wirkliche Wirklichkeit verfügt niemand, nicht die Medien und auch nicht ihre Kritiker.

Das heißt für unseren Kontext praktisch und konkret: Die Medien sind nicht der Protokollant oder der Notar von irgendetwas, und auch nicht der Justiz. Ihre Vorverständnisse sind andere als die der Polizei, der Richter und der Angeklagten. Sie haben andere Erwartungen und folgen anderen Interessen bei ihrem Geschäft, die Wirklichkeit zu konstituieren und zu inszenieren. Die Kritik, sie lieferten ein „Zerrbild“ von der Strafjustiz, ist das Ergebnis eines Blicks durch die Brille eines den Medien fremden Vorverständnisses, nämlich eines Kriminologen; dies ist kein berechtigter Vorwurf. Solange die Medien in ihrer Gerichtsberichterstattung nicht behaupten – und das tun sie natürlich nicht –, sie sähen die Welt wie ein Kriminologe, sind sie auf der sicheren Seite, denn sie sehen die Welt des Verbrechens eben wie die Medien sie sehen. Sie erzählen und sie zeigen uns nicht „die“ Welt, sondern sie erzählen uns ihre eigenen Geschichten, und sie zeigen uns ihre eigenen Bilder von der Welt. Mehr können sie nicht, und deshalb darf man auch nicht mehr von ihnen verlangen. Und wenn sie einmal nicht ein Verbrechen oder einen Prozess, sondern die Kriminologie inszenieren, dann werden sie sicherlich den Kriminologen zu Wort kommen lassen, und so ist das in Ordnung.

Einen Freispruch für die Medien – aber einen Freispruch zweiter Klasse, hatten wir gesagt. Denn so philosophisch reinlich, wie wir die Welt bisher eingeteilt haben, ist sie ja nicht. Es bleibt zwar richtig, dass die Medien die Wirklichkeit und deshalb auch die Justiz nach ihrem eigenen Drehbuch inszenieren dürfen, und es bleibt auch richtig, dass es keine „wahren“ Drehbücher gibt. Aber es gibt doch gute, und es gibt schlechte Drehbücher. Das ist nichts Neues, und deshalb will ich nur daran erinnern. Es gibt Drehbücher, die ihren Gegenstand ausbeuten und hinschlachten, die schon gar nicht den Versuch machen, den Leuten irgendwas von der Welt zu zeigen, die von Anfang bis Ende – mehr oder weniger durchsichtig – nur so tun, als hätten sie etwas zu vermitteln, die darauf setzen, die Leser, Hörer und Zuschauer besoffen zu machen und nicht wegzulassen vom Papier oder vom Gerät. Aber das ist keine Facette unseres Themas „Inszenierung der Wirklichkeit“; es ist vielmehr eine Frage von Marktsegment, Quotenorientierung, Stilgefühl, gutem Geschmack, Ästhetik und vielleicht auch Menschenfreundlichkeit. Eine wichtige Frage, gewiss, aber nicht die meine hier und jetzt.

3. Privatheit

Aber gibt es für die Medien denn gar keine Grenze, werden Sie jetzt vielleicht fragen, sind sie als Vermittler der Wirklichkeit denn immerdar unschuldig und können – jenseits der Regeln des guten Geschmacks – tun und lassen, was sie wollen? Eine gute Frage und eine notwendige. Diese Frage nach den Grenzen medialer Inszenierung der Wirklichkeit will ich zum Abschluss entfalten an einem schwierigen und wichtigen Beispiel: an der Inszenierung der Privatheit.

Dass Privatheit zu den Konstruktionen unserer Wirklichkeit gehört, ist klar, und deshalb ist ebenfalls klar, dass sie zu den Gegenständen gehört, die sich inszenieren lassen. Ja mehr noch: Privatheit ist vielleicht derjenige Gegenstand, der sich für Inszenierungen am dringendsten empfiehlt. Damit meine ich noch nicht einmal den Typus der Selbstinszenierung von Privatheit, der viele Zeitgenossen in Atem hält. Nein, ich meine auch hier, wie schon die ganze Zeit davor, die Fremdinszenierung durch einen Dritten, durch die Medien.

Wie schön kann die Darstellung der Welt sein, der Berge und Flüsse, der Pflanzen und Tiere; aber bewegend ist doch erst die Inszenierung des Menschenschicksals, und atemlos hören und schauen wir zu, wenn uns nicht nur das verstaubt Typische, sondern wenn uns das pochend Lebendige, das Persönliche, das Individuelle, das Authentische, eben: das Private aufgetischt wird. Und die großen Erzählmeister erzählen so, als erzählten sie das Private, und bisweilen tun sie das ja auch wirklich. Thomas Mann bekam die Folgen zu spüren: von den Lübeckern und seiner Familie nach den „Buddenbrooks“, von Emigrierten und Geliebten nach dem „Doktor Faustus“; da hatte er fremde Privatheit inszeniert – nach seinem eigenen Zugriff zwar, aber von den Betrof-

fenen doch schmerzlich erfahrbar und erfahren. Und diese Inszenierung von Privatheit ist, dem Typus nach, der Medien täglich Brot.

Aber dürfen sie die Privatheit denn so frei inszenieren wie den Rest der „Wirklichkeit“? Geht es auch hier nur um die Grenzen des guten Geschmacks und der Menschenfreundlichkeit? Dass Menschen aufschreien, wenn sie sich „falsch“ getroffen fühlen, zeigt an, dass es bei der Privatheit nicht nur gute und schlechte, sondern auch „falsche“ Drehbücher gibt, dass der Hinweis auf Vorverständnis und spezifische Professionalität bei der Inszenierung von Privatheit nicht hinreicht. Privatheit ist ein ganz besonderer Teil der Wirklichkeit, und das hat Konsequenzen für die Inszenierung durch die Medien.

Um es gleich auf den Punkt zu bringen: Bei der Privatheit als Gegenstand von Inszenierung treffen die Medien, anders als sonst, auf einen weiteren Regisseur, der vor ihnen – und notfalls an ihrer Statt – das Recht der Inszenierung hat. Dieser Regisseur ist die Person, um deren Privatheit es geht. Sie hat das Recht, sich selber darzustellen, sich selber zu inszenieren, ihr eigenes Verständnis von sich selbst zum Maßstab ihrer Inszenierung von Privatheit zu machen. Das Bundesverfassungsgericht hat diese Inszenierung gültig umschrieben und entschlossen geschützt: „Der Einzelne soll – ohne Beschränkung auf seine Privatsphäre – grundsätzlich selbst entscheiden können, wie er sich Dritten oder der Öffentlichkeit gegenüber darstellen will, ob und inwieweit von Dritten über seine Persönlichkeit verfügt werden kann; dazu gehört im besonderen auch die Entscheidung, ob und wie er mit einer eigenen Äußerung hervortreten will.“⁴

Sähe man das anders, dann hätte man der Privatheit ein Gutteil ihres Wassers abgegraben. Gewiss, Privatheit findet auch statt im stillen Kämmerlein, sie ist das Recht, sich selbst zu hören. Aber erweisen wird sie sich erst auf den öffentlichen Plätzen, dort, wo andere Private konkurrieren und mächtige Institutionen agieren. Ihre verfassungsrechtliche Verbürgung steht und fällt mit der Chance, das eigene Vorverständnis von sich gegen die Vorverständnisse der anderen, und insbesondere der professionellen Vermittler von „Wirklichkeit“, zu behaupten und durchzusetzen. Das schließt ein, dass der Mensch sich der professionellen Vermittler von „Wirklichkeit“ bedient und – etwa in einer Talkshow – die Republik an der Inszenierung seiner eigenen Befindlichkeit teilnehmen lässt, auch wenn er am Ende daran scheitert. Das schließt aus, dass die professionellen Vermittler von „Wirklichkeit“ den Menschen nach ihrem eigenen Vorverständnis und ihrem eigenen Drehbuch inszenieren.

Die Achtung der Medien vor der Privatheit des Menschen ist ein Prüfstein für den Rechtsstaat und mehr noch ein Prüfstein für eine Zivilgesellschaft.

Anmerkungen

¹ Heike Jung, Massenmedien und Kriminalität, in: Kleines Kriminologisches Wörterbuch, 3. Aufl. (1993), S. 345 ff. (346).

² Ebenda S. 346f.

³ Oben I.2.

⁴ BVerfGE 54, 148 (155) – Fall Eppler.